

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 8 (1952)
Heft: 9-10

Rubrik: Kleine Streiflichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Es galt als unvornehm, wenn beide Profile aneinander, das eine links, das andere rechts, vorbeisahen; es mußte, wie auf Münzen mit Doppelpor^{tr}ät, ein Profil über dem anderen liegen, wenigstens in gleicher Richtung, wenn die Länzer von verschiedener Größe waren. Die zierliche Julia tat das (was? d. B.) auch, konstatierte sie voll Zärtlichkeit für Lillas Schwester.“ (S. 64)

„Danaë ist vielleicht, dem gewohnten Begriff entsprechend, keine Schönheit; weder waren ihre hellgrauen Kugelaugen mit besonderer Liebe von der Natur geformt . . .“ (S. 66)

„Dieser geradegeschnittene runde Mund, diese leuchtenden Augen aus blauem Metall, diese zarten in Facetten geformten Wangen (?), kein Kummer durfte das holde Gefäß zerstören.“ (S. 126)

Es soll genügen. Mechtilde Lichnowsky aber sei gesagt, daß Sprachvernachlässigungen, wie die Beispiele zeigen, nicht nur bei „Emporkömmlingen“ gefunden werden können und daß, wer im Glashaus sitzt, lieber nicht mit Steinen werfen soll. BL

Kleine Streiflichter

Wir lesen im „Bund“ vom 9. 9. 52:
Gleiches Recht für die deutsche Sprache!

Der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung zählt in Artikel 8 die Universitäten unseres Landes folgendermaßen auf:

im französischen Text: „les Universités de Bâle, Berne, Fribourg, Genève, Lausanne, Neuchâtel et Zurich“ (dazu kommt die Handelshochschule von „St-Gall“);

im deutschen Text: „Die Universitäten Basel, Bern, Fribourg, Genève, Lausanne, Neuchâtel und Zürich“.

Frage: Warum, wenn die Welschen „Bâle“, „Berne“ und „St-Gall“ schreiben, darf der deutsche Text nicht Gegenrecht halten mit „Freiburg, Genf und Neuenburg“?

Ist etwa die wissenschaftliche Forschung zum Ergebnis gekommen, daß die Sprache der Mehrheit des Schweizervolkes minderen Rechtes sei? E. Sch.

„E. Sch.“ bedeutet im „Bund“ Dr. h. c. Ernst Schürch, unser sehr geschätztes Mitglied.

Das nächste Ergebnis der „wissenschaftlichen Forschung“ wird sein, daß Art. 1 unserer Bundesverfassung geändert werden muß. Dort steht nämlich in der Aufzählung der Kantone noch ganz „unwissenschaftlich“: „Freiburg, Tessin, Waadt, Wallis, Neuenburg und Genf“!, und in der französischen Fassung u. a. „Soleure, Bâle, St-Gall“. Eine Änderung ist aber nur für die deutsche Fassung nötig; die Welschen würden sich hüten, den Unfug mitzumachen. Und hätten recht!

**„CARAN D'ACHE,
le crayon suisse“**

Fahren Sie von Zürich nach Baden und setzen Sie sich im Abteil links ans Fenster. Kurz nach Schlieren werden Sie diese Lichtreklame sehen: „CARAN D'ACHE, le crayon suisse“.

Der Schweizer Bleistift! Hauptsächlich wir Deutschschweizer kaufen ihn, haufenweise. Obwohl sein Name uns lautlich

und schriftbildlich, mit Nasenlaut und ch = sch, ziemlich fremd ist. Stünde es ihm nicht an, uns in unserm Sprachgebiet deutsch anzusprechen? Es ist gute, ja sogar unerläßliche schweizerische Art, jedem Sprachgebiet sein Recht zu lassen. Es ist aber auch kaufmännische Übung und Gewohnheit, daß man sich anständigerweise dem Kunden anpaßt, um den man ja froh ist. 1.

Briefkasten

E. B., L. Es ist Ihnen aufgefallen, daß Lessing und Schiller die Form „fordern“ gebrauchen, wo sie heute unfehlbar „fordern“ schreiben würden; bei Lessing haben Sie beide Formen sogar in demselben Schauspiel gefunden. Wie kommt es, daß wir für denselben Begriff zwei beinahe, aber eben doch nur beinahe gleiche Wörter haben? — Ursprünglich richtig ist nur „fordern“, althochdeutsch „fordiron“, abgeleitet von ahd. „fordaro“ = vorder (Man sieht wieder einmal, wie willkürlich die Unterscheidung von f und v ist, wie in „füllen“ und „voll“). Es bedeutet „verlangen, daß etwas vorwärts, her v o r, f ü r d e r (mit f!), von seinem Orte f o r t (mit f!) komme“, ähnlich wie „hindern“ die Tätigkeit bezeichnet, jemand oder etwas „hinten, hintan zu halten“. Erst gegen Ende des Mittelalters taucht daneben die Form „fodern“ auf, ein Fall von „Dissimilation“, d. h. „Entähnlichung“, dem Gegenteil von „Assimilation“, der „Angleichung“. Das richtige, mit der Zungenspitze gerollte „R“ ist ein unbequemer Laut, und zwei R in einem Wort sind erst recht „unring“. Darum tauchte im 14. Jahrhundert die leichtere Form „fodern“ auf. Luther

schrieb nur noch ausnahmsweise „fordern“. Ähnlich ist mittelhochdeutsch „Querder“ oder „Kerder“ zu „Köder“ geworden und das französische „Parlier“ für den „Sprecher“ schon in spätmittelhochdeutscher Zeit zu „Palier“ oder „Polier“, wie er als Obergeselle der Maurer und Zimmerleute heute noch heißt. Auch in einigen unserer Mundarten ist in „vorder“ das erste r ausgefallen („Vodergaß“). Die Nebenform „fodern“ war aber nicht nur leichter zu sprechen, sondern auch leichter zu reimen, zum Beispiel auf „lodern“ oder „modern“, während auf „fordern“ nur das unpoetische „beordern“ reimt. Darum liebten es die Dichter besonders des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus im Vers. Klopstock gebrauchte es im „Messias“; der Schwabe Schiller sprach und schrieb von Haus aus so und ersetzte es erst in spätern Ausgaben seiner Werke durch „fordern“; Don Karlos „foderte“ sein Jahrhundert in die Schranken. Gellert schrieb meistens „fordern“, konnte aber in demselben Zusammenhang fortfahren mit „fodern“. Goethe gebrauchte gewöhnlich „fordern“, verschmähte aber die andere Form nicht, wenn sie ihm in den Reim paßte. Auch in der Prosa galt sie als